

*historica* verarbeitet werden, ergibt sich wie von selbst die Ausweitung zu einer *veritas spiritualis vel mystica* in der Beobachtung der Liturgie und Gemeinschaft und Entdeckung der individuellen Gottesminne, deren Grenze und soziale Rückbindung. Für solche „Hilfswissenschaft“ kann der Theologe nur dankbar sein.

Diese „Studie“, wie sie sich bescheiden nennt, beweist schon mit den ausführlichen Verzeichnissen der Texte und Quellen, der Literatur und erst recht mit dem Personen- und Sachregister 335–367, also auf 32 Seiten in Kleinstdruck, sowohl den löblichen Fleiß wie auch die souveräne und volle Auswertung der Vorarbeiten.

An Standardwerken sollte man nichts aussetzen, zumal es sich um Kleinigkeiten handeln kann; doch möge man uns folgendes wenige abnehmen: Um einige Neuerscheinungen sind die Register zu ergänzen, etwa um neue Bände des *Corpus Christianorum* (Hildegard u. Rupert) oder *Germania Benedictina*.

Gern vermißten wir Ausdrücke kata-chronistischer Art: Mönchskirche (190), Liturgie-Statisten (204), Mechanismen wie Lesung, Fürbitte, Zuspruch (209), Amtskirche (216, sollte Schimpfwort bleiben!). Vorschnelle Wertungen wecken unseren Widerspruch: „Gott offenbart sich... allererst der rituellen Kulthandlung der versammelten Gemeinde“ (214); Liturgie bezweckt „Apotheose der Gemeinschaft“ (218); „Gottese Erfahrung“ (254); „Gottesgewinnung“ (268). Abälard kommt zu gut, die „alten Orden“ kommen zu schlecht weg (236, 332); Fegfeuer und Hölle wurden nicht unterschieden (193, 223); Personbegriffe anthropologisch gewendet (236) und die Bezogenheit auf Maria, die Christenheit und Einzelseele (216, 267) bedürfen näherer Erklärung.

Warum aber blieben die vielen althochdeutschen und lateinischen Zitate unübersetzt? Die meisten Redaktionen verlangen heute vom Autor die Übersetzung. Hoffen wir, daß die Leser sich ihrer Bildungslücke bewußt werden und ihr Latein sowohl wie ihr Althochdeutsch wieder auffrischen! Denn es geht um gar köstliche Zitate! Leichter mag gelingen, den Urwald der Fremd- und Fachwörter zu durchqueren, und man wird schließlich zugeben, daß die Fachausdrücke besser als Verdeutschungen ein rechtes Verstehen herbeiführen. Aber schon seiner Zeit hat Scheebens Denkstil viele Leser abgeschreckt und erst spät den hohen Gewinn solch klassischer Lektüre ermöglicht. Möge man sich auch hier nicht abschrecken lassen, wenn man z.B. liest: „Indem der Trudperter Hohelied-Autor unterschiedlichen Auditorien unterschiedliche exegetische Sujets zuordnet, reflektiert er wiederum gattungstypologische Konstellationen, steckt die kommunikativen und sozialkulturellen Felder ab... und beschreibt recht präzise... den Gegensatz...“!

Siegburg

Rhaban Haacke

Johannes Fried (Hg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters* 1986. 656 Seiten mit 49 Abbildungen. 17×24 cm. Leinen.

Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen. DM 158,-. Band XXX der Reihe „Vorträge und Forschungen“, hsgg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte.

„Der vorliegende Band vereint die auf zwei Arbeitstagungen des Konstanzer Arbeitskreises 1981 und 1982 gehaltenen Referate, die weder Geistes- und Wissenschaftsgeschichte für sich, noch bloße Institutionsgeschichte, sei es der im 12. und 13. Jahrhundert entstehenden Universitäten, sei es sonstiger Schulen, zum Gegenstand hatte. Gefragt war vielmehr nach der Ortsbestimmung der im Hoch- und Spätmittelalter sich ausformenden wissenschaftlichen, ‚akademischen‘ Bildung und ihrer Einrichtungen, der Universitäten, im Gesamtgefüge der mittelalterlichen Welt. Die Wechselwirkung zwischen geistiger, wissenschaftlicher Bildung und sozialer Umwelt sollte näher erörtert werden. Die Aufsätze ordnen sich damit in den Kontext einer seit den 1950er Jahren lebhaft in Fluß geratenen Forschung ein, die um die Thesen kreist: ob wesentlich die ‚Liebe zur Wissenschaft‘ konstitutiv für die Entstehung der Universität gewesen sei oder ob das gelehrte ‚Wissen-Wollen‘ auf bestimmte soziale Bedingungen angewiesen ist, die erfüllt sein müßten, um die neue soziale Form, die die Universität schließlich darstellte, entstehen zu lassen. So steht der sozialgeschichtliche Aspekt von Bildung,

Studium, Universität, von Wissenschaft und geistiger Kultur im Mittelpunkt der hier vorgelegten Referate: Wer studierte, und warum tat er es? Wie wirkte das spezialisierte Studium der Dialektik, Rhetorik, der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin auf die soziale Stellung derer, die sich diesen Studien lehrend oder lernend widmeten, zurück? Wie reagierte ‚die Gesellschaft‘ gegenüber diesen spezialisierten Studien?“

Wir haben diesen Klappentext, der sicherlich dem Herausgeber zu verdanken ist, voll zitiert, weil er trefflich der Kern des Anliegens erreicht. Die umstrittene These hatte erstmals Herbert Grundmann 1957 in seinem Leipziger Akademievortrag aufgestellt. Die neue Form der universitas studii sei „spontan, nicht aus staatlicher oder kirchlicher Initiative, nicht aus sozialen oder wirtschaftlichen Beweggründen, sondern aus ursprünglichem Wissensdrang, aus Erkenntniswillen und Wahrheitsstreben, aus dem amor sciendi entstanden“. Grundmann, Herausgeber des „Gebhardt“, Präsident der MGH, hatte sich sehr bemüht, die Kontakte zum Osten, Leipzig und Prag zu wahren, unter diesem Aspekt hat man seine These denn auch als idealistisch-historische Antithese gekennzeichnet. Der Konstanzer Kreis hat das Problem noch 1981 und 1982 diskutiert (489), und nicht alle Referenten dieses Reports werden der „Reformulierung“ zustimmen, für die Arno Seifert plädiert: „Die scholastische Erkenntnisuche war dadurch, daß sie sich innerhalb einer auf theoretische Praxis eingeschworenen sozialen Gruppe abspielte, gegenüber gruppenexternen Nützlichkeitsabwägungen und Verwertungsinteressen weitgehend immunisiert“ (611). Wir meinen, Herbert Grundmann ist wohl zu einseitig auf diese These als die seine festgelegt worden – von der Vielseitigkeit zeugt der Nachruf von Arno Borst und Hilda Lietzmann in DA 26 (1970) 327–367, heute noch (oder wieder) lesenswert –, immerhin berührt sympathisch, daß seiner gedacht wird, der einer der sonst so schnell vergessenen geistesgeschichtlichen Trümmerrichter nach 1945 gewesen ist.

Die Widmung dieses Bandes an Peter Classen, den verdienten Leiter des Arbeitskreises, der die Frühjahrstagungen 1981–82 weitgehend geplant und vorbereitet hatte – † 23. 11. 1980 – geht zwar aus dem Vorwort hervor, ist aber nicht durch eine besondere Seite kenntlich gemacht worden. Classen hat der Geistesgeschichte die Gestalt des radikalen Chorherren Gerhoch von Reichersberg wiedergegeben, Horst Fuhrmann gab an ihn – im Nachruf DA 37 (1981) S. 443–445 – das Lob Mommsens über Otto Jahn weiter: „Wahrhaftigkeit war der Kern und Grund seines Wesens. Auf die Forschung bezogen entsprang daraus jener besondere Sinn für das Sicherstellen des Positiven und Faktischen...“, empfand aber das Bedürfnis, die sich aufdrängenden sozialgeschichtlichen Fragen zu beantworten. Darum geht es in diesem Band nicht um Universitätsgeschichte im herkömmlichen Sinn, als Geschichte von Institutionen, Disziplinen und Fakultäten oder als Bildungsgeschichte, sondern um den „Sitz im Leben“ der sich bildenden und ausbreitenden Universität, ihrer Absolventen, ihrer Wissenschaften und Methoden. Nicht als ob die herkömmliche Universitätsgeschichte überholt oder wenig wichtig erscheinen sollte – sie wird vorausgesetzt (was zweifellos viele Leser überfordert), aber man betrat das weite, oft imponierend großartige Feld der sozialen Wirkungsgeschichte, wobei erstmalig die immense Literatur erfaßt und die bekannten Quellen, zumeist in den Matrikeldrucken versteckt zum Sprechen gebracht werden. Wer fürderhin über die Universitäten im hohen und späten Mittelalter arbeiten will, wird diese vielseitigen und umfangreichen Berichte über Paris, Bologna, Bamberg, Orléans, Prag gern zur Kenntnis nehmen, die ihn vor Fehleinschätzungen bewahren, ihm die Literatursuche wesentlich erleichtern und zahllose Anregungen auf noch zu erstellende oder zu ergänzende Vor- und Ausarbeitungen geben werden.

Doch in diesem Zusammenhang zeigt sich eine fühlbare Schwäche des Ganzen, so ehrenwert auch die sich mit jedem Aufsatz häufenden Bekenntnisse anmuten: „es könne sich hier nicht um eine systematische oder gar ausgewogene Gesamtdarstellung, auch nicht um eine nur skizzenhaft angelegte, gehen, sondern lediglich um den notwendigerweise subjektiv gefärbten Versuch, einige der Haupttendenzen der Entwicklung herauszuarbeiten, deren Darlegung im Gesamtzusammenhang der hier zusammengebrachten Studien nützlich zu sein vermag (36)“. Kann man damit zufrieden sein? Wird man darangehen, die gezeigten Lücken auszufüllen, oder wird man nicht ebenso der Versu-

chung erliegen, wiederum auszuschwärmen, in neue Weiten? Noch einmal, wir hegen nicht den Verdacht, man habe der Geistesgeschichte abgesagt, aber die gebotene Darstellung, im übrigen schwer lesbar infolge der Überfrachtung mit tausenden schwer wägbaren Einzelheiten, kann zu leicht mißverstanden werden als „Verflechtung von lauter zugeordneten Größen ohne einen Mittelpunkt eigenen Gewichts“ (480). Wer „institutionsgeschichtlich interessiert“ ist, kümmert sich leider zu wenig um die Frage, wer die Entwicklung und die Zustände, in die Lehrer und Schüler anscheinend rettungslos hineingeraten sind und oft genug nur zu deren Verfestigung (oder Verfilzung) beigetragen haben, zu verantworten hat. Der Meinung, alles, was Geschichte geworden ist, sei „von selbst“ gekommen, wird nicht mehr ausdrücklich widersprochen. Nur einmal ist von einer „Verantwortung der Universität“ die Rede (319), doch in einem anderen Sinn, als daß es in den Sinn gekommen wäre, jemand sei für eine verhängnisvolle Entwicklung persönlich haftbar zu machen.

Jedoch tauchen immer wieder Geschichtsfaktoren auf, die Personen sind: Jean Mabillon, Abälard, Wilhelm von Champeaux, Bernhard von Clairvaux, Gerhoch, Norbert, Roger Bacon, Rupert, Damiani bis zu den „bekannten Gelehrten“ (510) aus Hamburg: Albert Kranz, Johann Oldendorp und Wilhelm Horborch. Mit Hilfe des Personenregisters kann der Leser biographische Nachrichten sammeln und vielleicht auch auswerten, er wird dankbar die angegebenen Literatur beachten und damit zur Geistesgeschichte zurückkehren.

Ergebnis dieser so soliden Sozialgeschichte muß sein, daß die Geistesgeschichte sich ihrer bedient, die vielfachen Korrekturen annimmt und sich der Aufgabe der Führung wirklich stellt. Doch nicht alle Korrekturen sind historische Wahrheiten: Monastik, Klerikalisierung, Amtskirche, Rückzug des Mönchtums auf sich selbst, sind nicht einmal „Durchschnittsbegriffe“ (563). Das hier fehlende, uns aber höchst nützlich erscheinende Register von den Personen der Neuzeit sollte die Redaktion nachliefern!

*Siegburg*

*Rhaban Haacke*

Jeffrey Burton Russel, *Lucifer. The Devil in the Middle Ages*, Cornell University Press, Ithaca, New York – London 1984. 384 S., Ln., \$ 24.95.

Der vorliegende Band ist der dritte Teil einer Tetralogie über den Teufel im westlichen Denken. Nachdem in den ersten beiden Bänden Vf. bereits über den Teufel in der Antike (I) und im christlichen Altertum (II) gehandelt hat, befaßt sich dieser Band mit dem personifizierten Bösen im Mittelalter. Das Thema wird dabei unter einer strikt geschichtlichen Perspektive angegangen, eine Perspektive im übrigen, die – wie Vf. im Eingangskapitel bemerkt – den einzigen Zugang zur Realität des Teufels bietet: „The Devil is what the history of his concept is. Nothing else about him can be known. The history of the concept of the Devil reveals all that can be known about the Devil, and it is the only way that the Devil can be known . . . at all.“ (23)

Nach zwei – wie Vf. selbst betont – sehr summarischen Kapiteln über den Teufel im byzantinischen und islamischen Bereich, setzt ab Kap. 4 eine umfassende „Enzyklopädie des Bösen“ im westlichen Mittelalter ein. Die Gliederung des Materials ist dabei allerdings etwas verwirrend, insofern sich ein sachthematischer synchroner Aufbau und eine am geschichtlichen Ablauf orientierte diachrone Methode überkreuzen und damit entweder zu Wiederholungen oder auch zu Trennungen dessen, was zusammengehört, führen. So hat das an der Sachthematik „Der Teufel im Volksglauben (folklore)“ orientierte 4. Kapitel engste Beziehungen zum 6. Kapitel („Luzifer in der frühmittelalterlichen Kunst und Literatur“), zum 8. Kapitel („Luzifer in der hochmittelalterlichen Kunst und Literatur“) und 9. Kapitel („Luzifer auf der Bühne“), während Kapitel 5 („Frühmittelalterliche Diabologie“), Kapitel 7 („Der Teufel und die Scholastiker“) und zum Teil Kapitel 10 („Nominalisten, Mystiker und Hexen“) die eher (ideen-)geschichtliche Linie markieren.

Die Stärke der Untersuchung liegt in der Menge des komprimiert dargelegten Materials, das mitsamt einer reichen Fülle von Primär- und Sekundärliteratur (dargeboten sowohl in den Anmerkungen als auch in einem Anhangteil „Essay on the Sources“